

»Das Nichtstun beherrscht den Tag.«

»Die Arbeitslosen von Marienthal« und ihre Relevanz für die Erforschung der Lebenswelten von AsylwerberInnen und MigrantInnen

Das Industrieviertel ist nicht nur eine der ersten industrialisierten Regionen Österreichs, sondern auch für die Entwicklung der modernen Sozialwissenschaften von großer Bedeutung. In einem der Industriedörfer dieser Region entstand nämlich mit dem »soziographischen Versuch« »Die Arbeitslosen von Marienthal« von Paul F. Lazarsfeld, Marie Jahoda und Hans Zeisel die erste bahnbrechende Arbeit der modernen Sozialwissenschaften in Österreich, einer Wissenschaftstradition, die durch den Nationalsozialismus in die Vereinigten Staaten vertrieben wurde um erst nach der Niederlage des Nationalsozialismus von dort aus wieder nach Europa gebracht zu werden. Marienthal liegt im Gemeindegebiet von Grammatneusiedl und war ein klassisches Beispiel für die im Industrieviertel weit verbreiteten Fabrikdörfer, die meist an Flüssen, die vor der Nutzung der Dampfmaschinen bereits als Energiequelle benutzt wurden, entstanden sind. Marienthal ist ein solches »kleines Fabrikdorf an der Fischa-Dagnitz im Steinfeld. Man erreicht die nächst gelegene Eisenbahnstation Grammat-Neusiedel von Wien aus mit der Ostbahn in fünfunddreißig Minuten und wandert dann noch etwa eine halbe Stunde in das völlig flache Land hinein.«¹

Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel schreiben: »Einförmig wie die Gegend, ist der Ort. Die Häuser sind langgestreckt, einstöckig, alle nach demselben Muster gebaut. Abseits von der Landstraße stehen ein paar Baracken, denen man anmerkt, dass sie seinerzeit schnell fertig werden mussten, um den plötzlichen Arbeiterzuwachs aufzunehmen.«²

Am Beginn dieses Industriedorfs, das hundert Jahre zuvor durch den Industriellen Hermann Todesko, der einen Standort für seine Flachsspinn-

1 Jahoda, Marie / Lazarsfeld, Paul F.: / Zeisel, Hans (1935): Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch. Frankfurt/Main 1975, S. 32.

2 Ebenda, S. 32.

nerlei gesucht hatte, gegründet worden war, stand – wie bei vielen der im 19. Jahrhundert im Industrieviertel gegründeten Fabrikdörfer – die Migration. An der Fische-Dragnitz, die ursprünglich als Antrieb der Flachsspinnerei diente, entstand »der älteste Teil der Fabrik und ein paar Arbeiterhäuser, die rasch von böhmischen, mährischen und z.T. auch deutschen Arbeitern besiedelt wurden.«³ Wie in den meisten Fabriken dieser für österreichische Verhältnisse früh industrialisierten Region, kamen die Arbeiter nicht aus der ländlichen Bevölkerung der Umgebung, sondern überwiegend aus den nichtdeutschsprachigen Teilen der Monarchie. Eine Auswertung der Arbeitsbücher der ArbeiterInnen von Marienthal durch die Grazer Soziologin Johanna Muckenhuber erbrachte, dass über den gesamten Zeitraum ihrer Untersuchung lediglich 30,5% der Beschäftigten aus der Umgebung stammten. 30,88% der ArbeiterInnen stammten aus Böhmen, 12,67% aus Mähren, 6,22% aus Ungarn, 5,2% aus Schlesien und 2,15% aus Österreichisch-Schlesien. Immerhin noch 1,58% stammten aus Russland und 1,02% aus Jugoslawien.⁴ Obwohl zum Zeitpunkt der Marienthal-Studie bereits der Großteil der BewohnerInnen Marienthals im Ort oder der Umgebung geboren war, verwendeten zum Zeitpunkt der Untersuchung noch große Teile der Bevölkerung, nämlich ein Großteil der aus Böhmen, Mähren und Teile der aus Österreichisch-Schlesien stammenden ArbeiterInnen und ihre Nachkommen das Tschechische als Umgangssprache. Selbst der erst 1930 geborene Walter Dienstl, einer der leidenschaftlichsten Sammler von Bildern und Dokumenten aus Marienthal, wuchs im Marienthaler Arbeiterwohnhaus Altgebäude noch mit Tschechisch als Muttersprache auf, »weshalb er auch 1936 bis 1938 zwei Jahre die tschechische Komenský-Volksschule in Wien III. besuchte. Nach dem ›Anschluss‹ Österreichs ans Deutsche Reich im März 1938 musste er in eine deutschsprachige Schule wechseln und Deutsch lernen.«⁵ In einem Interview, das ich im Oktober 2007 mit ihm führen konnte, meinte Dienstl, dass seiner Erinnerung nach im »Altgebäude« 90% der BewohnerInnen Tschechisch gesprochen hätten: »Da waren lauter Beneschs, Slaveks, Zuleks, Tomaneks und Hawliceks.

3 Ebenda, S. 33.

4 Muckenhuber, Johanna Maria: Die Arbeiterinnen und Arbeiter von Marienthal. Eine Analyse der Daten aus den Arbeitsbüchern der Marienthaler Textilfabrik von Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Schließung der Fabrik 1929/30 unter besonderer Berücksichtigung der Migrationsmuster sowie der Sozialstruktur der ArbeiterInnenschaft hinsichtlich ihres Erlebens der Arbeitslosigkeit. Diplomarbeit. Graz 2005, S. 33.

5 http://agso.uni-graz.at/marienthal/bibliothek/biografien/07_04_Dienstl_Walter_Biografie.htm

Im Altgebäude haben wir Tschechisch miteinander gesprochen.« Neben den »Böhmen« – zu denen Dienstl auch die Slowaken rechnet – waren in seiner Erinnerung noch »zwei, drei Ungarn« dabei. Probleme mit der damaligen Mehrheitsbevölkerung sieht er in seiner Erinnerung nicht: »Die Böhmen waren ja vom selben Schlag.« Für die heutigen BewohnerInnen der ehemaligen Arbeiterwohnhäuser, vielfach türkischer und jugoslawischer Herkunft, gilt dies jedoch laut Dienstl nicht: »Mit den Türken ist das Verhältnis nicht so besonders. Die sind irgendwie anders und wollen unter sich bleiben.« Mit den Jugoslawen, »die schon lange da sind«, wäre die Beziehung hingegen besser, meint der Marienthaler, der heute kaum mehr seine Muttersprache Tschechisch spricht.⁶

Für Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel war die tschechische Herkunft der Arbeiterfamilien noch so selbstverständlich, dass sie es zwar erwähnten, ihr aber keine weitere Beachtung zollten. Für die erste Generation österreichischer Soziologen, die noch in der Monarchie aufgewachsen waren und in ihrer Jugend den Aufbruch der österreichischen ArbeiterInnen 1918 erlebten, war es eine Selbstverständlichkeit, dass viele dieser ArbeiterInnen entweder selbst aus Böhmen, Mähren, Galizien oder anderen Teilen der Monarchie stammten oder Nachkommen einer Binnenmigration waren, die bereits im frühen 19. Jahrhundert in die Reichshauptstadt und ihre Umgebung begonnen hatte. Der Zusammenhang zwischen Migration und Fabrikarbeit sollte erst in der Zweiten Republik zum Thema werden, als die neuen »Gastarbeiter« – anfangs noch ganz im NS-Jargon »Fremdarbeiter« genannt – nach Österreich kommen und eine neue Industrialisierungswelle ermöglichen sollten.

In diesem Fabriksdorf, das wie alle diese Dörfer ausschließlich von einem Arbeitgeber abhängig war, der lange Zeit als Patriarch des Ortes ein spätes Fortleben feudalistischer Gesellschaftsstrukturen im Kapitalismus konservierte, wurde 1926 erstmals die Belegschaft auf die Hälfte reduziert. 1929/1930 wurde die Fabrik schließlich endgültig geschlossen, was ein ganzes Dorf in der Arbeitslosigkeit zurückließ. In diesem modellartigen Labor für die Arbeitslosigkeit in der Folge der Wirtschaftskrise seit 1929 begannen 1931 erste Vorarbeiten für die Studie, als sich Lotte Danzinger, »die im Psychologischen Institut gerade wenig zu tun hatte, für sechs Wo-

⁶ Interview des Autors mit Walter Dienstl am 31. Oktober 2007 in Marienthal/Gramatneusiedl (NÖ)

chen nach Marienthal begab, dort lebte und ›mit großer menschlicher Geschicklichkeit Kontakt gefunden und mit Fleiß und geschultem Verständnis alles grundlegende Material‹ erhob.«⁷ Danzinger und namentlich nicht bekannte »zehn Psychologen« erarbeiteten mit Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel die Materialien, die schließlich in der methodisch bahnbrechenden Studie publiziert wurden. Einen »soziographischen Versuch« nannten Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel diese als sie 1933 erstmals veröffentlicht wurde. Heute würde man diese vielleicht als »teilnehmende Beobachtung oder »Aktionsforschung« bezeichnen. Lazarsfeld selbst sollte 40 Jahre später erklären: »Der Begriff Soziographie ist aus dem Gebrauch gekommen, weil er allmählich eher eine mechanische Beschreibung bedeutete statt eine systematische Analyse von konkreten Daten, was er ursprünglich bezeichnete.«⁸ Stattdessen überlegte Lazarsfeld in den 1970er Jahren den Begriff der »empirischen Sozialforschung« vorzuschlagen, um schließlich beim Begriff der »Survey-Analyse« zu landen. Bis heute gilt die Studie jedenfalls als Musterbeispiel der Theoriebildung in Kombination von quantitativen und qualitativen Erhebungen.

Der Grazer Soziologe Christian Fleck sieht die methodische Originalität der Marienthal-Studie vor allen in zwei Punkten: »Einmal in dem, was man heute unter ›Aktionsforschung‹ genötigt wäre einzuordnen, obwohl damit das Marienthaler Vorgehen inkorrekt erfasst würde, da in Marienthal keine (politische) Aktivierung der ›Betroffenen‹ angestrebt wurde. Derartige Aktivierungsabsichten implizieren letztlich ein exklusives Wissen der Forscher darüber, was für die Betroffenen ›gut‹ sei. Sie substituieren die – in den Augen der Forscher – fehlende soziale Bewegung durch avantgardistische Interventionen zugunsten des Entstehens derselben, und nutzen dafür den Handlungsspielraum der Rolle des Wissenschaftlers aus.«⁹ Im Gegensatz dazu hätten sich die Forscher der Marienthal-Studie den »Bedürfnissen« der Beforschten untergeordnet. Zum Anderen sieht Fleck v.a. im angewandten »Methoden-Mix«, also der parallelen Verwendung bzw. Kombination verschiedener Techniken der Datenerhebung, den zweiten Bereich methodischer Originalität. »In Marienthal wurde das Prinzip,

7 Fleck, Christian: Rund um »Marienthal«. Von den Anfängen der Soziologie in Österreich bis zu ihrer Vertreibung. Wien 1990, S. 171.

8 Lazarsfeld, Paul: Soziologie. Hauptströmungen der sozialwissenschaftlichen Forschung. Frankfurt am Main 1973, S. 19.

9 Fleck, Christian: Rund um »Marienthal«. Von den Anfängen der Soziologie in Österreich bis zu ihrer Vertreibung. Wien, 1990, S. 173.

dass die Methode dem Gegenstand angemessen sein müsse und daher die Auswahl jener von den Gegebenheiten dieses geleitet sein sollte, geradezu vorbildlich befolgt – vielleicht auch, weil sich die Forscher an keinen Vorbildern orientierten und tradierte Disziplingrenzen ignorierten.«¹⁰

So ist es nicht nur das Thema, sondern v.a. diese angewandte Methodik, die die Marienthal-Studie so bahnbrechend für die moderne Soziologie machte. Wie wichtig diese Studie für die Entwicklung der Methodik der modernen Sozialforschung war, zeigte sich für die damaligen Akteure nach ihrer durch Faschismus und Nationalsozialismus erzwungenen Emigration, wo die aus Europa vertriebene Sozialforschung mit offenen Armen empfangen wurde. In Großbritannien, insbesondere jedoch in den USA konnten die in Europa entwickelten methodischen Ansätze weiterentwickelt werden. Hans Zeisel erklärte zur Basis, die die Marienthal-Studie dafür zugrunde legte, in einem Gespräch, das Franz Kreuzer wenige Jahre vor seinem Tod mit ihm führte: »Wir waren – ich glaube mit Recht – stolz darauf, dass das eine Verbindung von sozialwissenschaftlichen Einsichten und präziseren Erhebungsmethoden war.«¹¹

Lazarsfeld konstatiert zu Recht, dass die empirische Sozialforschung zwar in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Europa entstanden ist, jedoch vor 1933 nirgends in Westeuropa das notwendige Ansehen oder einen Platz an den Universitäten erhalten hatte, um das zu bilden, »was ich gerne eine kritische Masse nennen würde – jene Anzahl von Leuten, die notwendig ist, um durch die Bildung von sich wechselseitig aufeinander beziehenden Gruppen das gegenseitige Interesse wachzuhalten.«¹² Nachdem die Rückkehr der durch Faschismus und Nationalsozialismus in die USA vertriebenen Sozialforschung nach 1945 von den bestehenden (postfaschistischen und postnationalsozialistischen) wissenschaftlichen Institutionen und einer ebenso postfaschistischen und postnationalsozialistischen Öffentlichkeit als »amerikanische Invasion« gedeutet worden war, sieht Lazarsfeld ein »etwas ambivalentes Interesse an der empirischen Forschung«.¹³ »Vielleicht«, spekuliert er, »hielten die Verheerungen der zwei Weltkriege und die dazwischenliegende faschistische Periode die westeuropäische So-

10 Ebenda, S. 174.

11 Die Ohnmacht der Henker. Franz Kreuzer im Gespräch mit Hans Zeisel und Christian Broda. Wien 1986, S. 15.

12 Lazarsfeld, Paul: Am Puls der Gesellschaft. Zur Methodik der empirischen Soziologie. Wien 1968, S. 149.

13 Ebenda, S. 149.

ziologie davon ab, den für die Forschung wesentlichen ›taktischen Sprung‹ zu tun, für den sie bereit war. Vielleicht forderten aber auch die strukturellen Eigenheiten des Universitätsbetriebs oder des allgemeinen intellektuellen Klimas in Europa, dass der Durchbruch in einem neuen Land erfolgen musste«. ¹⁴

Die Biografien der AutorInnen der Marienthal-Studie erzählen viel von der österreichischen Geschichte des 20. Jahrhunderts, insbesondere von jener der österreichischen Sozialwissenschaften und ihres Verhältnisses zur ArbeiterInnenbewegung. Schon früh kreuzten sich dabei die Wege der späteren SozialwissenschaftlerInnen. Als Gymnasiastin hatte Marie Jahoda 1919 erstmals an einer Ferienkolonie der reformorientierten Jugendbewegung teilgenommen. In Bad Ischl lernte sie während eines Ferienlagers die jungen Linken der »Freien Vereinigung Sozialistischer Mittelschüler« kennen, darunter Paul Lazarsfeld, der mit seinen Freunden während dieses Ferienaufenthaltes erwogen haben soll, der bedrohten ungarischen Räterepublik zur Hilfe zu eilen. ¹⁵

Wie Lazarsfeld war auch Jahoda von der Aufbruchstimmung des »Roten Wien« geprägt. Ihr Naheverhältnis zur österreichischen ArbeiterInnenbewegung ist dabei nicht unabhängig von ihren wissenschaftlichen Leistungen zu denken, sondern vielmehr eng mit ihnen verbunden bzw. Teil ihrer Entstehungsbedingungen. Lazarsfeld, der als Sohn des Juristen Robert Lazarsfeld und der Individualpsychologin Sophie Lazarsfeld (geb. Munk) aus bürgerlichem Hause stammte, machte seine ersten sozialwissenschaftlichen Beobachtungen im Bereich der Unterschiede zwischen dem Verhalten proletarischer und bürgerlicher Jugendlicher. Lazarsfelds Theorie »ging dahin, dass eine durch Arbeit versagte Adoleszenz bestimmte Formen des proletarischen Verhaltens erklären kann«. ¹⁶

Marie Jahoda beschrieb noch 1983 in einem Gespräch mit Franz Kreuzer die Verbundenheit zur ArbeiterInnenbewegung folgendermaßen: »Die Mitzi Jahoda lebte in der sozialistischen Jugendbewegung und in der Sozialdemokratischen Partei. Ja, sie lebte dort: Partei und Bewegung erfüllten

14 Fleck, Christian: Zur Einführung. in: Jahoda, Marie: Arbeitslose bei der Arbeit. Die Nachfolgestudie zu »Marienthal« aus dem Jahr 1938. Frankfurt am Main / New York, 1989: XXII

15 Glotz, Peter: Der lange Urlaub des Marxisten. in: Langenbucher, Wolfgang R. (Hg.): Paul F. Lazarsfeld. Die Wiener Tradition der empirischen Sozial- und Kommunikationsforschung. München, 1990: 43

16 Des Menschen hohe Braut. Arbeit, Freizeit, Arbeitslosigkeit. Franz Kreuzer im Gespräch mit Marie Jahoda fünfzig Jahre nach der Untersuchung Die Arbeitslosen von Marienthal, S. 7 f.

damals wirklich unser ganzes Leben. Ob wir Schi laufen gingen oder zu Arbeitersymphoniekonzerten: Was immer wir gemacht haben war eingebaut in die Sozialdemokratie, die in den 20er Jahren trotz allem ökonomischen Elend wirklich auf ihrem kulturellen und sozialen Höhepunkt stand. Wir haben in Wien mit der großen Illusion gelebt, dass wir die Generation der Vollendung sein werden, dass unsere Generation den demokratischen Sozialismus nach Österreich bringen wird. Unser ganzes Leben ging von diesem Grundgedanken aus. Dass das eine Illusion war, ist heute keine Frage mehr, aber dass diese Illusion konstruktiv und lebensbereichernd war, ist auch keine Frage.«¹⁷

Die Marienthal-Studie wäre ohne diese Verbindung zur ArbeiterInnenbewegung nicht denkbar gewesen. Erstmals wurden hier die Auswirkungen einer Massenarbeitslosigkeit auf ein ganzes Dorf mit entsprechenden methodischen Voraussetzungen untersucht. Dazu wurden Kategorien geschaffen, die heute noch für die Untersuchungen der psychologischen Auswirkungen von Arbeitslosigkeit (wie sie etwa auch für Asylwerber aufgrund des weitgehenden Arbeitsverbots erzwungen wird) von Bedeutung sind. So können Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel belegen, dass von 100 Männern im Dorf 35 den Vormittag und 41 den Nachmittag mit »Nichtstun« verbringen, während weitere 14 (Vormittag) bzw. 16 (Nachmittag) im Arbeiterheim herumsitzen und schließen daraus: »Das Nichtstun beherrscht den Tag.«¹⁸

Ohne vorzeitig zu Verallgemeinerungen zu kommen, so sind solche Beobachtungen nicht nur auch für heutige Arbeitslose relevant, sondern insbesondere auch für die erzwungen beschäftigungslosen AsylwerberInnen. Dass dabei zumal in unserer patriarchalen Gesellschaftsordnung überwiegend Männer unter dem Wegfall von den Tag strukturierenden und möglicherweise sinnstiftenden Tätigkeiten leiden, ist ein Phänomen, das ebenfalls heute noch zu beobachten ist: »Das alles gilt aber nur für die Männer, denn die Frauen sind nur verdienstlos, nicht arbeitslos im strengsten Wortsinn geworden. Sie haben den Haushalt zu führen, der ihren Tag ausfüllt. Ihre Arbeit ist in einem festen Sinnzusammenhang, mit vielen Orientierungspunkten, Funktionen und Verpflichtungen zur Regelmäßigkeit.«¹⁹

Mit solchen Beobachtungen ist die Studie nicht nur lange vor der modernen Frauen- oder Genderforschung geschlechtssensibel. Die beobachte-

17 Jahoda, Marie / Lazarsfeld, Paul F. / Zeisel, Hans (1935): Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch. Frankfurt/Main 1975, S. 88.

18 Ebenda: 89

19 Ebenda: 83

ten Differenzen zwischen der Beschäftigungslosigkeit der Männer und der Fülle an Aufgaben, die auch Flüchtlingsfrauen bleiben, ist auch im Zusammenhang mit AsylwerberInnen ein bis heute zu beobachtendes Phänomen.

Parallelen zwischen den psychologischen Folgen der Arbeitslosigkeit der 1930er Jahre und dem Beschäftigungsverbot für jahrelang auf das Ergebnis ihres Verfahrens wartende AsylwerberInnen, sind bei der Lektüre von »Marienthal« augenfällig. Die von Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel entworfenen Kategorien des psychischen Zustands der Familien von »ungebrochen«, »resigniert«, »verzweifelt« und »apathisch« würden heute vielleicht etwas präziser definiert werden, würden aber durchaus immer noch zur Beschreibung von Beschäftigungslosen taugen. Deutlich werden die Parallelen zu den per Gesetz zur Beschäftigungslosigkeit gezwungenen Asylwerbern etwa, wenn sie vom Verlust des Werts der Zeit schreiben: »Losgelöst von ihrer Arbeit und ohne Kontakt mit der Außenwelt, haben die Arbeiter die materiellen und moralischen Möglichkeiten eingebüßt, die Zeit zu verwenden. Sie, die sich nicht mehr beeilen müssen, beginnen auch nichts mehr und gleiten allmählich ab aus einer geregelten Existenz ins Ungebundene und Leere.«²⁰ Folglich werden angesichts der nun vorhandenen Zeit nicht etwa mehr Bücher gelesen. Im Gegenteil: Die Ausleihen der öffentlichen Bibliothek gehen ebenso zurück wie andere Freizeitgestaltungen, von den Aktivitäten der Theatergruppe bis zum politischen Engagement. »Das Gefühl, freie Zeit nur in beschränktem Ausmaß zur Verfügung zu haben, treibt zu ihrer überlegten Verwendung; das Gefühl aber, unbegrenzt Zeit zu haben, macht jede Zeiteinteilung überflüssig.«²¹ Dies erklärt auch die notorische Unpünktlichkeit vieler Beschäftigungslosen, denn »nicht einmal die wenigen Termine, die es noch gibt, werden genau eingehalten. Denn Pünktlichkeit hat jeden Sinn verloren, wenn nichts auf der Welt mehr unbedingt geschehen muss.«²²

Die Studie von Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel bot mit solchen Beobachtungen für die Sozialwissenschaften bahnbrechende neue Verknüpfungen mit der Psychologie. Dass dies gerade im Land der »Erfindung« der Psychoanalyse – die Freud keineswegs zufällig hierzulande entwickeln konnte – möglich war, zeigt Welch innovative wissenschaftliche Impulse vor der

20 Ebenda, S. 91.

21 Ebenda, S. 86.

22 Vgl. Fleck, Christian: Transatlantische Bereicherungen. Zur Erfindung der Empirischen Sozialforschung. Frankfurt am Main 2007.

Vertreibung der kritischen Sozialwissenschaften von Österreich ausgehen konnten. Mit der Vertreibung der Sozialwissenschaften durch den Nationalsozialismus brach diese Tradition in der österreichischen Wissenschaftslandschaft zusammen, führte jedoch zur Bereicherung der US-amerikanischen Sozialwissenschaften²³, die erst Jahre nach der Befreiung wieder nach Europa rückimportiert wurden.

Marie Jahoda emigrierte jedoch nicht, wie ihre Koautoren Zeisel und Lazarsfeld in die USA, sondern vorerst nach Großbritannien. Dort blieb sie vorerst beim Thema der Arbeitslosigkeit und erarbeitete eine Art Nachfolgestudie über Arbeitslose in Wales, die jedoch erst wenige Jahre vor ihrem Tod veröffentlicht wurde.²⁴

Erst 1945 ging sie in die USA und arbeitete mit Adorno und Horkheimer an den Studien über die »authoritarian personality« und den Antisemitismus. »Gemeinsam mit Nathan Ackermann (1950) untersuchte sie im dritten Band der »Studies in Prejudice« psychoanalytische Fallberichte, um biographischen, situativen und subjektiv-funktionalen Aspekten von Antisemitismus bei den Patienten auf die Spur zu kommen.«²⁵

Obwohl die Arbeitsbeziehung zu Adorno und Horkheimer im Streit endete, ist es unumstritten, dass Marie Jahoda v.a. mit ihren gemeinsam mit Lazarsfeld und Zeisel in der Marienthal-Studie entwickelten Methoden damit nicht nur die empirische Sozialforschung in den USA bereicherte, sondern einen gewissen Einfluss auf die Kritische Theorie ausüben konnte, die wiederum die kritischen Sozialwissenschaften in Europa nach der Shoah beeinflussen sollte.

Während Jahodas, Zeisels und Lazarsfelds sozialwissenschaftliche Forschungen im Industrieviertel die US-amerikanischen, britischen und schließlich auch die bundesdeutschen Sozialwissenschaften maßgeblich beeinflussen sollten, war davon nach 1945 in Österreich vorerst nicht die Rede. Norman S. Buchanan und Philip E. Mosely berichteten nach einer Reise nach Europa 1947 von katastrophalen Zuständen an den österreichischen Universitäten durch den »death of competent people«. Sie erklärten, »die Vertreibung durch die Nazis, die deutsche Okkupation und die

23 Jahoda, Marie: Arbeitslose bei der Arbeit. Die Nachfolgestudie zu »Marienthal« aus dem Jahr 1938. Frankfurt am Main / New York 1989.

24 Zander, Michael: Arbeitslosigkeit, Austromarxismus und Psychologie. Zum 100. Geburtstag Marie Jahodas. in: Forum Kritische Psychologie Nr. 51/2007, S. 132–136, S. 134.

25 Vgl. Fleck, Christian: Transatlantische Bereicherungen. Zur Erfindung der Empirischen Sozialforschung. Frankfurt am Main, 2007, S. 394 f.

Entnazifizierung hätten zu einem ›Mangel an Talenten‹ geführt. Der Universitätslehrkörper vermittelte einen traurigen Eindruck, der dadurch noch verstärkt werde, dass junge und Wissenschaftler mittleren Alters ›are just not there‹.²⁶

Erst in den 1960er Jahren sollte zumindest Lazarsfeld mit der Gründung des Instituts für Höhere Studien (IHS) wieder nach Österreich zurückgeholt werden. Hans Zeisel blieb jedoch in den USA. Marie Jahoda kehrte 1958 nach England zurück, wo sie bis zu ihrer Emeritierung an der Universität von Sussex lehrte. Österreich unternahm nichts um sie wieder nach Wien zu holen. Marienthal sah sie 1980 zum ersten Mal wieder. Die Universität Wien verlieh ihr erst 1998 ein Ehrendoktorat. In ihrer Laudatio erklärte Eva Kreisky: »Bedauerlicherweise hat es viel zu lange gedauert, bis Sie diese verdiente akademische Ehrung erleben durften. Diese Feier kann freilich nicht kompensieren, was Sie an Enttäuschungen und Verletzungen in Ihrem Leben hinnehmen mußten. Lernen können wir aber aus Ihren Lebenserinnerungen auch, mit welcher Leichtigkeit und mit wieviel Charme, Witz und Humor Sie schwierigste Lebenssituationen gemeistert haben – ob es damals war, als Ihre Tochter die ersten Seiten Ihrer Dissertation verspeiste oder, als Sie im Gefängnis darüber grübelten, ob wohl schon jemand die Sehschärfe von Wanzen wissenschaftlich untersucht hätte. Marie Jahoda, wir haben Ihnen zu danken.«²⁷

In Marienthal erinnert heute eine Gedenktafel an einem der Arbeiterwohnhäuser an Marie Jahoda, das die Sozialwissenschaftlerin selbst zitiert: »Wir haben als Wissenschaftler den Boden Marienthals betreten. Wir haben ihn verlassen mit dem einen Wunsch, dass die tragische Chance solchen Experiments bald von unserer Zeit genommen werde.« Die Gedenktafel hängt an einem jener alten Arbeiterwohnhäuser, die entlang der Hauptstraße in den 1980er Jahren renoviert wurden. In den dahinter liegenden, von der Straße weniger einsehbaren und weitgehend heruntergekommenen Arbeiterwohnhäusern, leben heute wieder MigrantInnen aus der Türkei und aus dem ehemaligen Jugoslawien. Aus dem 1833 als Fabrik errichteten und 1845 zum Wohnhaus umgebauten »Altgebäude«, in dem Walter Dienstl mit den anderen »böhmischen« Kindern Marienthals groß wurde, zogen 2007 die letzten MieterInnen aus. Bereits 2004 war der Osttrakt aufgrund seiner

26 Ebenda, S. 433.

27 http://evakreisky.at/onlinetexte/laudatio_jahoda_kreisky.php

Baufälligkeit baupolizeilich gesperrt worden. Der Abriss des historischen Gebäudes steht unmittelbar bevor. Bleiben wird hingegen die Studie über die darin vor über 70 Jahren lebenden Arbeitslosen, die mittlerweile in der 18. Auflage erhältlich ist und damit vermutlich die meistgelesene soziologische Studie überhaupt darstellt.



Abbildung 1: Gedenktafel für Marie Jahoda.

Abbildung 2: Das Altgebäude kurz vor seinem Abriss.





Abbildung 3: Walter Dienst mit einem Zeugnis der tschechischen Volksschule.